

Leben mit verschenktem Herzen

– Plädoyer eines Weltchristen für Jungfräulichkeit in unserer Zeit –

Ursula Adams, Münster

Vorweg eine Erklärung in eigener Sache

Wie kommt ein Weltchrist dazu, über Jungfräulichkeit zu schreiben? Dazu hat mich eine Erfahrung gebracht, die mich selbst erstaunt:

Als ich mich vor etwa 3 Jahren mit dem Thema „Armut in der Nachfolge, frei für Gott und die Menschen“ (OK 2/87 S. 169–176) beschäftigte, stand ich am Ende vor dem Thema „Gehorsam“. Es schien mir einfach notwendig zu sein, mich auch damit auseinanderzusetzen. Daraus wurde: „Mut zum Gehorsam im Dienst unter Armen“ (OK 2/88 S. 167–175). Wieder am Ende sah ich mich vor ein weiteres Anschlußthema gestellt: „Leben mit verschenktem Herzen (Jungfräulichkeit)“. Heute erkenne ich: Der Dienst unter Armen hat innere Konsequenzen, die die Augen öffnen können für Zusammenhänge, die – so könnte man meinen – einem Leben im geistlichen Stand vorbehalten sind. So ist es aber gar nicht. Aus Gesprächen mit anderen weiß ich, daß ich das nicht allein so sehe. Ich will versuchen, es schreibend deutlich zu machen.

Jungfräulichkeit, ein Wort, dessen Sinn „out“ ist

Junge Leute nennen heute etwas „out“, was Ältere als überholt oder als „von Gestern“ bezeichnen würden. Verhält es sich so mit Jungfräulichkeit?

Über die Ehelosigkeit in der Kirche wird heute an vielen Stellen gesprochen, nicht immer in einer guten Atmosphäre. Dabei fällt auf, daß die Begriffe „Jungfräulichkeit“ und „Keuschheit“ kaum vorkommen. Der kirchenrechtliche Begriff „Zölibat“ ist etwas gebräuchlicher, vielleicht weil sein Inhalt sprachlich verfremdet wirkt. Aber was dazu gesagt wird, hat mehr mit Recht zu tun als daß etwas von „Jungfräulichkeit“ und „Keuschheit“ erkennbar würde. Wer Inhaltliches zu diesem Thema hören möchte, wird überrascht mit sehr schönen Ausführungen über die Bedeutung der Ehe, und daß die Sexualität als ein zum Menschen gehöriger Wert zu verstehen sei, der nur um den Preis eines einschneidenden Verzichtes aufgegeben werden könne.

Ich denke, es müßte nicht so schwierig sein, davon zu reden, denn: „Jungfräulichkeit ist die Kunst, sich in Gott zu verlieben“.¹ Liebe ist eine Sache des Herzens. Davon dürfen die Lippen überfließen. Dagegen sollte die Sorge,

1 FRANZ KAMPHAUS in OK 2/88 S. 134

Themen wie Jungfräulichkeit und Keuschheit seien heute nicht mehr verständlich zu machen, weil die Werte, die sie darstellen, nicht mehr als solche erkannt werden können – solche Sorge sollten den Theoretikern überlassen bleiben. Zwar gibt es für die Sorge einen praktischen Anlaß: Man kann dafür auf den realen Trend des derzeitigen Wertewandels verweisen: Pflicht- und Akzeptanzwerte schrumpfen, während Selbstentfaltungswerte expandieren. In diesem Zusammenhang hat die Sexualität für den Menschen von heute einen besonders hohen und öffentlich gehandelten Kurswert erlangt. Demgegenüber kommen Jungfräulichkeit und Keuschheit auf dem Markt der Meinungen nicht mehr vor. Und da ihr Gegenstand im Verborgenen lebt, kann sich die Vermutung breit machen, es sei nicht anzunehmen, daß gesunde und vitale Menschen tatsächlich so leben. Vielen im geistlichen Stand wird solche Meinung nicht unbekannt sein.

Als Weltchrist muß man sich gelegentlich sogar zur Wehr setzen gegen den Vorwurf, man sei „nicht normal“, wenn man nicht bereit ist, ggfs. mit einem anderen nicht nur vertraut eine Tasse Kaffee zu trinken, sondern auch ins Bett zu gehen. Männer und Frauen können gleichermaßen erleben, daß sie wie selbstverständlich mit solchen Erwartungen konfrontiert werden.

Jungfräulichkeit, ein Wort, dessen Sinn gelebtes Zeugnis braucht

Für Ordensleute sind die evangelischen Räte ein öffentlich gelobtes Lebenszeugnis. Für Weltchristen ist es eine Entscheidung, die im Verborgenen bleibt. Trotzdem sollte auch ihr Leben zeugnishaft sein. Wie kann das in unserer Welt verständlich gemacht werden?

Über das Thema „Armut heute“ wird viel nachgedacht und öffentlich gehandelt. Das Thema „Gehorsam“ erfährt demgegenüber eher Zurückhaltung. Beiden Themen ist indessen gemeinsam, daß sich für die Umsetzung ins Leben im Einzelfall Vereinbarungen absprechen lassen. Dagegen ist Jungfräulichkeit bedingungslos zu leben. Mehr noch: Sie bedarf des Bekenntnisses, daß sie dem, der sie übt, ein hoher Wert ist. Es muß deutlich werden, daß hier bewußt eine Wahl getroffen ist und es sich nicht um Kapitulation vor den Anforderungen des Lebens handelt, nicht um eine Flucht und auch nicht um einen heroischen Akt mit Verzicht auf menschliche Erfüllung. Jungfräulichkeit ist ein Thema, das des Zeugnisses jener bedarf, von denen Jesus gesagt hat: „Wer es fassen kann, der fasse es“ (Mt 19,12).

Menschen, die sich auf Ehelosigkeit in Jungfräulichkeit eingelassen haben und bis heute dabei geblieben sind, wissen: Es war ein konsequenter nächster Schritt in Fortführung des bisherigen Lebens. Das Leben bringt ja ständig Anfragen, die Entscheidungen für oder gegen etwas erfordern. Ich kann vorher nicht wissen, in welche Konsequenzen mich eine bestimmte Berufsaufgabe führen wird, auch nicht eine Ehe, auch nicht der Verzicht auf Ehe. Immer ist Wagnis dabei und Gottvertrauen gefragt. Wir werden geführt. –

Selten gehen dramatische Ereignisse einer solchen Wahl voraus. Die Bewährung kommt erst später. Später kann sich auch die Erkenntnis einstellen: Wer sich eingelassen hat und nicht beim Verzicht stehen bleibt, kann sein Leben in Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit als eine Kostbarkeit entdecken, als ein Leben in Fülle.

Ich möchte mit diesem Aufsatz ein Plädoyer für die Jungfräulichkeit in unserer Zeit ablegen. Dabei ist mir klar, daß „die Weise der Verwirklichung der evangelischen Räte bei Ordensleuten und Christen in der Welt verschieden ist. Es handelt sich aber bei allen um die gleichen evangelischen Räte, da in ihnen ‚die‘ christliche Vollkommenheit aller umschrieben ist“.²

Ehelos „um des Himmelreiches willen“ (Mt 19,12) heißt: frei für viele Menschen

Es liegt – in der Geschichte und heute – noch nicht lange zurück, da war Ehelosigkeit eine selbstverständliche Bedingung für den, der sich einem Dienst unter Armen und Kranken widmen wollte. Für den Lehrerberuf galt ähnliches. Bis ins 19. Jh. hinein wurden solche Dienste ohnehin fast nur von Ordensleuten geleistet. Für die Orden zählt es seit jeher zum Selbstverständnis, Kranken, Waisen und Obdachlosen, die bei ihnen anklopfen, die notwendigen Hilfen zu geben. Klösterliche Hospize sind schon aus dem Mittelalter bekannt.

Als im 19. Jh. über die Welt die ganze Problematik der industriellen Gesellschaft hereinbrach, suchte man wie selbstverständlich junge Frauen, die zur Ehelosigkeit bereit waren, um sie in den neu entstehenden Kranken- und Waisenhäusern und in den Elementarschulen einzusetzen. Daraus haben sich zahlreiche caritative Ordensgemeinschaften entwickelt, die z. T. heute noch Träger von Hospitälern und anderen sozialen Einrichtungen sind.

Dieser Entwicklung liegt in mehrfacher Hinsicht eine innere Konsequenz zugrunde: Zum einen war man der Überzeugung, daß die Aufgaben der Pflege und Erziehung nur mit ungeteiltem Herzen getan werden können. So, wie sich eine Mutter ihren Kindern widmete, so sollten Frauen ohne Familie sich den Kindern und Kranken widmen, deren Familien versagten oder in der Versorgung überfordert waren.

Für die Lösung der Frage, wie die für solche Dienste gewonnenen Frauen organisatorisch zusammengeführt und -gehalten werden könnten, gab es als klassisches Orientierungsmodell die klösterliche Lebensgemeinschaft.

2 JOHANNES B. HIRSCHMANN: „Leben aus dem Geist inmitten der Welt. Die evangelischen Räte im Weltstand der Christen“ in: „Ja zu Gott im Dienst an der Welt“ – Vorträge, Aufsätze, Predigten. Würzburg 1984, S. 481ff.

Es gibt freilich ein sehr unterscheidendes Merkmal, das die heutigen sozialen Dienste gegen die damaligen abgrenzt: Heute haben wir es mit Diensten zu tun, die in einer säkularisierten Gesellschaft entstehen. In die Veränderungen des 19. Jhs. reichten noch die Ausläufer des christlichen Zeitalters hinein. Was die Betreuung von Kranken, Waisen und Armen schlechthin angeht, war ureigener christlicher Auftrag. Dieser Unterschied ist bedeutsam und darf bei einem Vergleich der Anfänge sozialer Dienste damals und heute nicht an den Rand geraten. Er sollte aber nicht verhindern, diese Anfänge nüchtern auf eventuelle Gemeinsamkeiten zu befragen. Ich denke an dieser Stelle an Erfahrungen mit Obdachlosen und Nichtseßhaften, an Menschen, die am Leben gescheitert sind, weil sie eine dünne Haut haben oder nicht den Schutz der Familie. Wer sich auf sie einläßt, kann erfahren, daß ihm dabei etwas geschehen kann, was wir „das Herz verlieren“ nennen. Ich kenne viele Menschen, denen es in unterschiedlichen Diensten bei uns in Münster und in anderen Städten so ergangen ist.

Bei mir ist es so gekommen: Um Armen besser helfen zu können, habe ich Jura studiert. Nach Abschluß der Ausbildung konnte ich 1 Jahr lang als Praktikantin in einer Obdachlosensiedlung beim Aufbau eines Gemeinschaftszentrums für Kinder, Jugendliche und Erwachsene tätig sein. 120 Familien lebten da, die „vorübergehend notdürftig untergebracht“ waren. Dieser Zustand dauerte für die meisten bereits länger als 10 Jahre. Sie waren längst zu Hause in sehr primitiven Wohnungen. Ich habe bei ihnen viel gelernt und die anfängliche Fremdheit wurde zu Vertrautheit mit dem Milieu. Als das Jahr zu Ende ging, mochte ich mich nicht trennen. Später lernte ich Stadtstreicher kennen und seither bin ich bei diesen engagiert. – Mein Weg zu den Armen hat mich auch noch in meinem Hauptberuf an der Kath. Fachhochschule NW Abt. Münster geführt, wo Sozialarbeiter und -pädagogen ausgebildet werden. Zu ergänzen ist noch, daß dieser Weg zu den Armen die Konsequenz hatte, nicht zum Heiraten zu kommen.

Andere könnten ähnliches berichten. Für einige ist die Einheit von Dienst und Privatleben noch dichter, z. B. für die, die tagtäglich bis zu 12 und mehr Stunden mit Kranken, Behinderten, mit Nichtseßhaften und anderen Armen zusammen sind. Für solche stellt sich dabei noch eine weitere Entdeckung ein: ihnen wird die Mutter- oder Vater-Rolle angetragen, weil sie die zentralen Figuren in einem Hospital, einem Heim, einem Tagestreff oder anderen Lebensräumen von Armen sind. Sie sind Liebende, aber nicht so, daß sie einem einzelnen liebend in die Augen schauen. Vielmehr schauen sie mit anderen, die auch ihr Herz in ihrem Dienst wissen, in die gleiche Richtung, einem Ziel entgegen. Ihre Hände sind frei, so daß Arme sich daran festhalten können. Sie wissen vertrauend, Gott ist mit ihnen unterwegs. Da gibt es eine wortlose Übereinstimmung, die nur mit der liebenden Anrede lebt: „Du und ich, Du und ich . . .“ So etwa lautet ihr Tagesgebet. Freilich entwickeln sich dabei Lebensstrukturen, die jeden total einbeziehen. Hier kann man wie Paulus zitieren: „Zahllos sind die Kinder der Kinderlosen“ (nach Gal 4,27). Das Problem besteht darin, daß die in solcher Lebensstruktur angelegte In-

tensität des Dienstes die Kräfte der „Mutter“, des „Vaters“ so beansprucht, daß nach einer Anzahl von Jahren eine Entlastung eintreten muß, die in der Regel nur durch ein „Herauswachsen der Kinder“ erfolgen kann. Dafür haben wir noch keine Erfahrungen, dafür um so mehr mit konfliktreichen Menschlichkeiten aus Überforderung, wie es Eltern auch erfahren können.

Beispiele: Wie eine Mutter . . .

Sigrid³ ist ein großes Kind ohne Eltern, seit Geburt aus dem Nest geworfen. Vor zehn Jahren tauchte sie an einem naßkalten Oktoberabend im TREFFPUNKT der Nichtseßhaften bei der dort tätigen Ordensschwester auf. Alter, Geschlecht, Herkunft . . . alles war unklar. Nur eins war offenkundig: eine starke Erkältung. Im Keller stand damals ein Notbett, das sofort freigegeben wurde. Der Fremdling ließ sich gern ins Bett bringen – wie ein Kind. Eine heiße Schokolade wärmte das erkennbar verstörte Herz, ganz zaghaft kam der Name über die Lippen: Sigrid. Bald schlief sie tief und fest. Die Schwester kam am späten Abend noch einmal, hörte im Traum gesprochene Worte: „Nein, laß mich . . . ich will nicht . . .!“ Sie stellte einen Fruchtsaft und einige Kekse ans Bett. – Spät am Morgen wachte Sigrid auf. Sie brauchte lange, bis sie begriff, daß sie in einem warmen Bett lag und neben dem Bett frische Wäsche entdeckte. Die Schwester kam mit warmem Wasser und Seife. Als sie das Frühstück brachte, wurde sie heftig umarmt: „Mama, Mama . . .!“ flüsterte das Mädchen.

Sigrid hat inzwischen längst eine kleine Wohnung, aber sie ist immer noch fast täglich Gast im TREFFPUNKT der Schwester. Bis heute ereignet sich immer wieder, daß sie eine der hier tätigen Schwestern wie ein Kind umarmt. Wir wissen nicht, wie wir sie selbständig machen können. Viele Versuche sind schon gescheitert. Wir sehen nur dies: Sigrid braucht die Zuverlässigkeit dieser Adresse. Sie ist für sie die Familie, die sie nicht gehabt hat.

Sigrid ist kein Einzelfall. Manch einer von denen, die sich oft laut und lästig geben, sagt auf einmal: „Du bist gut zu mir wie eine Mutter!“ Dann gibt es eine Antwort, etwa wie diese: „Du brauchst auch eine Mutter, die Dich im Blick behält und Dir zuweilen einen Stups gibt.“ – Mütter können ihre heranwachsenden Kinder nicht ständig im Blick behalten. Dann kommt es auf ihr Herz an, das noch besser zu schauen versteht. Kürzlich habe ich dazu ein neues Beispiel erlebt: Der oben erwähnte TREFFPUNKT muß für einige Wochen geschlossen werden. Was tun? – Viele Obdachlose haben hier ihr Zuhause. Wenn wir einem von ihnen den Schlüssel anvertrauen, führt das leicht zu schlimmen Rivalitäten. – Die Schwester wußte Rat: Vor dem TREFFPUNKT ist ein kleiner Hof. Da stehen eine Bank, ein Tisch und eine Volière mit vielen Vögeln. Das Hoftor ist ebenfalls verschlossen. Aber dieser

3 Name verändert und Erlebnisbericht ist verfremdet.

Schlüssel kann einem der Männer in Verwahr gegeben werden, der jetzt auch für die Vögel verantwortlich ist. Seither sitzen hier täglich viele unsere Gäste. Inzwischen haben sie noch eine Kaffeemaschine und 2 Tassen in ihr „Frei-Luft-Café“ bekommen und fühlen sich zu Hause, wie eh und je. Die Männer sind sich einig: „Wie eine Mutter sorgt die Schwester“.

Wie ein Vater . . .

Mit der Vater-Rolle sieht es ähnlich aus: Rudi, Horst und Dieter sind etwa 24 Jahre alt. Sie haben sich im Gefängnis kennengelernt. Das hatte ein Dominikanerpater vermittelt, der täglich im Knast seine Runde durch alle Zellen zieht. Sie besprachen allerlei miteinander, wobei stets die Themen Frisuren und Körperpflege vorkamen. Es war ihnen lästig, daß das dem Pater so wichtig war. Zuerst versuchten sie, ihn mit immer neuen Einfällen zu provozieren. Aber schließlich erkannten sie, daß diese Frage für ihn nicht nur eine Angelegenheit seines „bürgerlichen Geschmacks“ war. Er schien wirklich traurig zu sein, wenn sie mit ihren neuen Tätowierungen angeben wollten . . . „Damit macht Ihr anderen Angst“, sagte er: „und Ihr möchtet doch in eine Gesellschaft hineinfinden, die euch gern annimmt.“ Sie wehrten ab: „Von so was haben die ‚Heinis‘ vom Jugendamt auch gefaselt . . . Die schwätzten auch noch von ‚Erwachsen-Werden und Verantwortung übernehmen . . .‘ – Wer hat denn für uns Verantwortung übernommen? Eltern hat keiner von uns!“

Eines Tages wurde der Pater zum „Papa“. Bei anderen sprachen die Drei von „unserem Vater“. Das ist heute noch so – 7 Jahre später. Ich kenne etliche Männer, die seit Jahren in der Hilfe für solche vom Leben geschundenen und zu kurz gekommenen Menschen stehen und da eine klare Vater-Rolle haben. Kürzlich erlebte ich, wie ein Helfer einem der Nichtseßhaften ein Zimmer besorgt hatte. Der strahlte und dann kam: „Du bist tofte . . . Da kriegt man eine Ahnung, wie ein Vater sorgt.“

Eltern sind gefragt . . .

Wer Vater und Mutter benennen kann, weiß etwas von Familie. Die Familie befindet sich – wie es scheint – in einer widersprüchlichen Entwicklung: Einer abnehmenden Heiratsbereitschaft und einer zunehmenden Scheidungsquote bei gleichzeitig sinkender Geburtenrate und Kinderzahl steht andererseits – wie auch Untersuchungen zeigen – eine zunehmende Sehnsucht nach Familie, nach Geborgenheit, nach dauerhaftem Partnerbezug, nach privatem Glück gegenüber. Der Schutzraum und die Solidargemeinschaft Familie haben nach wie vor grundlegende Bedeutung – wenngleich sich das traditionelle und rechtlich normierte Familienbild verändert.

Obleich das so ist, erlebe ich immer wieder, wie Erlebnisberichte von Mutter- und Vater-Rollen im Dienst unter Armen von den Hörern nur mit mildem Lächeln quittiert werden. Berufliche Fähigkeiten und Distanz zu den

Klienten scheinen heute mehr gefragt zu sein. Ich denke, solche Meinungen, die sich gar nicht mit den persönlichen Sehnsüchten decken, können nur durch gelebtes Zeugnis von freiwilliger Vater- und Mutterschaft vieler Kinder überzeugt werden. Dabei fällt auf, daß das Wort „Vater“ heute noch seltener vorkommt als „Mutter“. Man spricht sogar von der „vaterlosen Gesellschaft“.

Es scheint schwer zu sein, eine Rolle als Vater oder Autorität anzunehmen. Autoritäten werden kritisch gesehen. Ein Vater vermittelt Sicherheit und Zuverlässigkeit. Wer mag sich selbst so begreifen, in einer Welt, die sich vor dem Untergang ängstigt?

Aber gleichzeitig sehnen sich viele Menschen nach dem Vater, suchen nach einer Hand, die den Weg weist, auch nach einem Vorbild, das Orientierung zuläßt. Das ist ja das Widersprüchliche in unserer Zeit: Vorbilder werden verneint. Da kann man hören: „Wer darf entscheiden, ob ein Mensch als Vorbild taugt?“, so etwa bei Heiligsprechungen. Aber gleichzeitig wird danach gesucht, werden selbstberufene Gurus zu großen Meistern.

Ein Vater ist anders: Da ist zuerst eine Vater-Kind-Beziehung, die Verantwortung übernimmt und Spannungen aushält. Die Beziehung kann sich wandeln mit dem Erwachsen-Werden, sie kann zur Freundschaft werden. Das ist das Schönste an der Vater-Rolle: Sie bleibt immer, weil da ein verbindender Lebensstrom ist. Und doch kann sich ihr Gesicht ändern – hin zur Brüderlichkeit oder Freundschaft.

Wer Jungfräulichkeit gelobt, geht einen Bund des Lebens mit Gott ein. Darin steckt die Berufung zum Vater und zur Mutter vieler Menschen. In einer „vaterlosen“ und die Mutterschaft verneinenden Gesellschaft, sind solche in die Vater- und Mutter-Rollen berufen, die frei sind, Verantwortung zu übernehmen und Orientierung zuzulassen. Denn sie verweisen ja nicht auf sich – „nehmt Euch ein Beispiel . . .“ – sondern haben die Berufung, durchscheinend zu sein für den Vater im Himmel, der zugleich ein mütterliches Antlitz trägt.

Zeugnis geben für Jungfräulichkeit und Mutterschaft

„Jungfräulichkeit ist die Kunst, sich in Gott zu verlieben“.⁴ Wie geht das?

Meine Erfahrungen sagen mir, das geht über die, die uns im Gleichnis bei Lukas, 10, 30–37 als unsere Nächsten bezeichnet werden und denen wir beim letzten Gericht begegnen werden (Mt 25, 31–45).

Das sind nicht unbedingt liebenswerte Menschen, wenn man mit den Maßstäben der Welt mißt. Aber sie können dazu werden. Wie könnte es sonst ge-

4 FRANZ KAMPHAUS a.a.O. S. 134.

schehen, daß immer wieder Menschen bei ihnen „ihr Herz verlieren“? Wie kommt es dazu?

Ich glaube, am Anfang steht immer Gott. Er ist ein Liebhaber der Menschen, der Einzelnen die Augen öffnet für seine besonderen Lieblinge, die Armen. Gottes Liebe ist immer einzigartig, einmalig und immer neu. Und so sieht auch manche Antwort von Menschen auf diese Liebe aus. An Maria, der Mutter Gottes, ist das zeichenhaft deutlich geworden. Wir verehren sie als Jungfrau und Mutter. Ihre Jungfräulichkeit wird heute von manchen in Frage gezogen. Als Mutter ist sie Sehnsucht und Zuflucht für viele. Die Marienwallfahrtsorte sind die Klagemauern unserer Zeit geworden, und Meldungen von Marienerscheinungen in der ganzen Welt häufen sich.

Kritische Menschen fragen: „Was soll das?“ – Gewiß, keine Erscheinung ist glaubensnotwendig; die Offenbarung ist mit Jesus Christus abgeschlossen. Aber es steht Gott frei, in unsere Zeit hinein durch außergewöhnliche Zeichen zu sprechen, die uns darauf hinweisen, daß die Offenbarung nichts Totes ist, sondern immer aktuell. Die Erinnerung an Maria, die Jungfrau und Mutter war und bleibend ist, scheint dringlich in einer Zeit, die beides in Frage stellt und verändernd zu leben versucht.

Und was sollen wir mit solchen Erinnerungen anfangen?

Ich denke, sie sind Einladung, von diesem Zeichen im eigenen Leben Zeugnis zu geben. Das war einmal relativ einfach. „Die Schwester“ im Krankenhaus, im Kinderheim, in der Pfarrei war für (fast) jedermann eindeutig Jungfrau und allen Hilfesuchenden mütterlich zugetan. Das ist heute nicht mehr so ohne weiteres erkennbar.

Schwierigkeiten für ein Zeugnis in veränderten Arbeitsbedingungen der sozialen Dienste

Der pflegerische Dienst wird heute nicht mehr als mütterliche Hinwendung zum schutz- und pflegebedürftigen Menschen verstanden. Heute geht es vor allem um Fachlichkeit und Perfektion. Die berufliche Tätigkeit im Dienst am Menschen läßt schon vom Ansatz her keinen Raum mehr für Jungfräulichkeit und Mutter-Sein. Das läßt sich zeigen am Beispiel einer Ordensschwester in der Sozialstation:

Sozialstationen versorgen ganze Stadtteile und große ländliche Bezirke mit ambulanten (meist häuslichen) Pflegediensten. Einige Kirchengemeinden haben noch eine „Gemeindeschwester“, die heute Mitglied des Teams der Sozialstation ist. Im Team unterliegt jeder den für den ganzen Bezirk geltenden Einsatzbedingungen. Dadurch kann der Einsatz „nur bei den ehemaligen Gemeindemitgliedern“ nicht immer garantiert werden. Dafür wird bei Bedarf ein anderes Mitglied der Sozialstation tätig. Auf solche Weise kann die Versorgung der Hilfesuchenden heute mehr oder weniger garantiert werden.

Aber dafür verschwindet die früher im Straßenbild vertraute Figur der Schwester aus den Blicken der Bewohner, zumal das Auto heute für den Transport unverzichtbar ist. Das Fahrzeug weist aber nur den Träger der Sozialstation aus. Damit geht in der Bevölkerung eine Symbolfigur verloren, die an ein Leben „um des Himmelsreiches willen“ erinnerte und mit diesem Bild leichter religiöse Gedanken anregen konnte. – Nicht nur das: Die Gemeindegeweschwester konnte oft wie selbstverständlich ehrenamtliche Hilfeangebote auslösen. Denn als die Gemeindegeweschwester alles allein schaffen mußte, konnte sich die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Unterstützung aufdrängen. Heute kommen die Ehrenamtlichen in den Sozialstationen kaum noch vor. Eine kürzlich veröffentlichte Untersuchung in Bremen erbrachte einen Anteil von 2,6% Ehrenamtlichen unter den Mitarbeitern in 14 Sozialstationen.⁵ Bei Gründung der Sozialstationen hatte man mit einem aktiven Helferstamm von über 50% gerechnet.

Die traditionelle Gemeindegeweschwester versah ihre, vom christlichen Auftrag der Hilfe am Nächsten begründete Gemeindepflege unabhängig von arbeitsrechtlichen Regelungen, d. h., sie stand häufig „immer“ zur Verfügung, hatte keine festen Arbeitszeiten und keine geregelten Urlaubsansprüche. Ein wesentlicher Unterschied gegenüber den heutigen Arbeitsbedingungen war, daß die kirchliche Gemeindegeweschwester unabhängig von der ausgeführten Tätigkeit in jedem Fall unentgeltlich gearbeitet hat. Unter den Bedingungen der Sozialstation gilt es nun, Abrechnungsmodalitäten zu beobachten, die dazu führen, daß z. B. seelsorgliche Tätigkeiten weitgehend nicht finanzierbar sind. Damit sind die Zeiten für ein kleines religiöses Gespräch, das sich aus Anlaß der Pflege ergeben kann, rationiert. Und da die Einsatzzeiten von der Leitungsstelle festgelegt werden, ist zeitliche Verlängerung des Aufenthalts in einem Haus kaum mehr möglich. Natürlich steht es jeder Schwester, jedem Pfleger frei, in der Freizeit zurückzukommen, aber dann ist der Gesprächsfaden oft abgerissen . . .

Auf solchem Hintergrund können die Klagen mancher Ordensschwestern verständlich werden: „Mein Beruf macht meine Berufung kaputt.“

Wie ist das zu ändern?

Ich höre nicht selten, daß Ordensschwestern ihre Ordensleitung bedrängen, die Zusammenarbeit mit den Sozialstationen zu kündigen. Sie möchten Kranke privat pflegen können, ohne dabei in Arbeitszeitregelungen und Berechnungsvorschriften eingebunden zu sein. Sie können mit diesem Wunsch auf die Üblichkeiten z. Z. der Gründung caritativer Orden verweisen.

Wäre das eine Lösung des Problems? Für die einzelne Krankenschwester könnte so etwas dabei herauskommen. Aber was ist mit dem Zeugnis? An-

5 W. DAMKOWSKI, ST. GÖRRES, KARIN LUKEY, in: *ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit des Deutschen Vereins für öff. u. priv. Fürsorge*, Frankfurt Heft 2/88 S. 103–126 (105).

dere Mitarbeiter in der Sozialstation werden denken: „Da sieht man, was die sich leisten können! Wir möchten auch lieber selbst verfügen können über unsere Einsatzzeiten! Zeit für Gespräche können wir auch gebrauchen.“ Wie kann man damit umgehen?

Ich denke, Ordensschwwestern in der Krankenpflege müssen sich heute – wie andere auch – darauf einstellen, daß sich der sichtbare Radius ihres Zeugnis-horizontes verkürzt hat. Damit ist nichts über die Qualität des Zeugnisses gesagt, nur über den Umfang – soweit wir Menschen ihn beurteilen können. Dieser beschränkt sich im wesentlichen auf die einzelnen Pflegeeinsätze und auf den Mitarbeiterkreis in der Sozialstation. Das ist nicht zu wenig, zumal es kein einfaches Feld für ein Zeugnis ist. Bei den Pflegeeinsätzen handelt es sich in der Regel um Kurzkontakte, und unter den Mitarbeitern trifft man heute auch bei kirchlichen Trägern eine mehr oder weniger säkularisierte Welt an. Alle, die mit Armen, Kranken, Notleidenden arbeiten, wissen, daß man sich bei diesen leichter verständlich machen kann als in unserer bürgerlichen Umwelt. Aber genau hier ist das Zeugnis gefragt, als Mitarbeiterin unter weltlichen Kräften. Wir sollten in unserer arbeitsteiligen Welt nicht weitere Anlässe für Konkurrenzängste schaffen.

Ein Rückzug der Ordensschwwestern aus caritativen Institutionen ist aber noch aus einem anderen Grund verhängnisvoll. P. Hirschmann SJ, der sich Jahrzehnte hindurch mit caritativen Orden und der verbandlichen Caritas befaßt hat, meint zu dieser Entwicklung: „Dadurch würde die natürliche Klammer aufgelöst, die heute die Kirche mit den weltlichen Ordnungen verbindet . . .“⁶ P. Hirschmann betont noch weitere Gesichtspunkte, die für die Bedeutung der Frauenorden, vor allem in der Krankenpflege wichtig sind. Sie stehen in einer Tradition, die eigentlich nie gewürdigt wird. „Sie haben im 19. Jh. vielleicht die erste Antwort auf die soziale Frage des anbrechenden Industriezeitalters gegeben, und zwar durch ganz entscheidende Beiträge an belastete Menschen: Sie haben die Institution des Krankenhauses geschaffen . . . Sie haben einen neuen Frauenberuf geschaffen, nämlich die Krankenpflegerin . . .“⁷

Jeder weiß, von großen Traditionen allein kann niemand leben. Aber jeder kann etwas daraus machen, kann sich nach einer zeitentsprechenden Ausgestaltung umsehen. Und dabei kann vielleicht entdeckt werden, daß nebenan ein Weltchrist im gleichen Dienst tätig ist, der darauf wartet, sich neben allen fachlichen Fragen auch über religiöse Lebensfragen zu beraten.

6 JOHANNES B. HIRSCHMANN a.a.O. S. 287f.: „Die caritativen Orden im Dienst der Kirche und der Welt“

7 DERSELBE a.a.O. in: „Technik und Menschlichkeit im modernen Krankenhaus“ S. 362–371 (368).

„Wer es fassen kann, der fasse es“ (Mt 19,12)

Es liegt nicht jedem, ohne Lebensgefährten in der Welt zu bleiben. Einsamkeit gilt heute als die große Bedrohung. Aber Einsamkeit ist nicht nur das Los der Alleinlebenden. Einsamkeit kann sich auch in einer Ehe einstellen, auch in einer klösterlichen Gemeinschaft. Keiner kann vorher wissen, wie er damit fertig wird. Man muß sich einlassen und eine Weise suchen, wie Einsamkeit in das Gesamt sinnerfüllten Lebens integriert werden kann.

Einsamkeit ist auch ein ständiger Begleiter im sozialen Dienst, vor allem in dem unter Randständigen. Die hier geltenden Üblichkeiten fordern sehr eigentümliche Hilfen, die in unserer fachlich orientierten Welt kaum mit Verständnis rechnen können. Man denke an Vater- und Mutter-Rollen. Für die religiösen Fragen fehlt erst recht das Begreifen. Wer sich auf solche Dienste einläßt, wird fremd, wo er vorher vertraut war, und er wird einsam. Die Einsamkeit ist eine Prüfung, die einen Menschen aus der Fassung bringen kann. Dann ist es einfach notwendig, daß man einen vertrauten Umgang findet mit einem, der um diese Probleme weiß und mit dem man sich ohne Erklärungen verständlich machen kann. Wir Menschen kennen Formen der Verständigung, die auf Worte verzichten können. Liebende wissen darum.

Ich denke, das ist auch mit Gott möglich. Mystiker scheuten sich nicht, dafür das aus der menschlichen Sexualität bekannte Wort von der „liebenden Vereinigung“ zu verwenden.⁸

In unserer Zeit erfährt das Verhältnis der Geschlechter zueinander viele neue Ausgestaltungen und damit verändert sich das Verhältnis zum Geschlechtlichen selbst. Es kann wohl nicht damit gerechnet werden, daß die bildhafte Sprache einer Mystikerin verstanden wird. Ich denke, wir stehen vor der Notwendigkeit, den Gestaltwandel des ehelosen (wie des ehelichen) Lebens neu zu durchdenken und neu zu verwirklichen. Es darf nicht vorschnell zur Frage nach dem Sinn jungfräulicher Lebensweise überhaupt werden. Das Wort Jesu: „Wer es fassen kann . . .“, meint ein Charisma, das – wie jede andere Begabung – der Pflege bedarf. Das geht nur durch das beständige Gebet. Wie es ohne Gebet verwirklicht werden kann, ist nicht zu sehen.

Das Wort: „Wer es fassen kann . . .“, läßt sich auch auf den Dienst an Armen und Gefährdeten jeder Art anwenden. Das liegt nicht jedem. Wie kann ich feststellen, ob mir so etwa liegt? Ich muß mich einlassen. Hier sollten die, die bereits in solchen Diensten beheimatet sind, ähnliches anbieten, was unter „Kloster auf Zeit“ und „Begegnungstage im Kloster“ bekannt ist. Das muß freilich sehr behutsam angegangen werden, denn Besichtigungsadressen sind die Armendienste nicht. Es sollte sich um ein Mitleben im Dienst und um ein Miterleben der Lebensführung der Verantwortlichen handeln. Nur so kann einer erkennen, ob er solche Dienste „fassen kann . . .“.

8 für andere: JOSEF SUDBRACK: „Erfahrung einer Liebe – Terese von Avilas Mystik als Begegnung mit Gott“, Freiburg 1980, S. 70

Ein weiteres kommt hinzu: Dienste unter Armen und vom Leben schwer geschädigten Menschen, stellen regelmäßig recht konfliktreiche Arbeitsfelder dar. Hierfür braucht es fachliche und geistliche Begleitung. Für die fachliche bieten sich in der Regel Professionelle aus den sozialen Diensten an. Was eine geistliche Begleitung angeht, so wird sie selten für erforderlich gehalten, vor allem dann, wenn Ordensleute mitarbeiten. Es ist jedoch ein Irrtum, zu meinen, in einem schwierigen Arbeitsfeld könnten die, die den täglichen praktischen Dienst leisten, gleichzeitig den erforderlichen Abstand halten, um die Ausrichtung des Dienstes und die Gestaltung gemeinsamen auch geistlichen Lebens ständig zu reflektieren. Diese Rolle muß von außen wahrgenommen werden.

Die zusammenfassende Erkenntnis aus vielen Begegnungen mit Menschen, die Helfer von Armen und Diskriminierten sein wollen, ist diese: Fachleute und Freiwillige aus Bürgerschaft und Orden brauchen zunächst das Vertrauen der Armen, um angenommen zu werden. Vertrauen ist Geschenk. Wenn es gewährt wird, fordert es das ganze Herz des Helfers. Ich kenne niemand, der solchen Entschluß bereut hätte.